Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 14 (1910-1911)
Heft: 1

Artikel: Über den Zweck der Pfahlbauten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663211

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Suggestion.

Mein Stern — den fremden Blicken zwar verborgen —
Allabendlich begrüßte mich sein Schein,
Und jetzt? Ob tausend andre prächtig funkeln,
Umfängt mich Dunkel, und ich bin allein.

Nein, nein! ich zaub're an den Himmelsbogen
Sein Abbild mir; noch hat der Wille Macht,
Mich zu befrei'n. Schon lichten sich die Schatten,
Und wieder wünscht ein Stern mir gute Nacht!

Nanny von Escher.

Über den Zweck der Pfahlbauten

enthält das von uns bereits besprochene und empfohlene Buch von Wilhelm Bölsche: „Stunden im All"*) folgende anziehende und, wie es scheint, den Nagel auf den Kopf treffende „naturwissenschaftliche Plauderei":

Unter den Fenstern meiner Wohnung zu Friedrichshagen öffnet sich der weite blaue Spiegel des schönsten märkischen Sees, des Müggelsees. Von dunklen Kieferkronen umrahmt liegt an seinem Ufer ein Komplex roter Gebäude. Die Weltstadt Berlin ist von hier so weit entfernt, daß höchstens ein bleicher Schein am fernsten westlichen Horizont abends ihre Lage verrät. Dennoch spinnt sich eine geheime Verbindung gerade von diesem Fleck zu ihr hinüber.

Von diesen roten Ziegelhäusern hier wird täglich eine ungeheure Masse Wasser nach Berlin geleitet. Im Verein mit einer zweiten Quellanlage an der Westseite des Stadtkolosses werden so jahraus, jahrein unendliche Kubikmeter Wasser in sein Kanalnetz hineingepumpt, während entsprechend riesige Anlagen die ungesunden Abwässer wieder aus der Stadt hinausführen.

Denkt man sich in dieses Bild hinein, so hat man die Empfindung, daß eine solche moderne Großstadt nicht nur an einem Fluß liege, sondern daß sie in ihrem Innersten, Haus um Haus, über strömenden Wassern schwebe, wie unser Menschenleib innerlich über den Wassermengen seiner lebendigen Zellen und seinem fort und fort pulsenden Blutstrom schwebt.

Diese Wasser umkreisen sie nicht, wie ein Wassergraben die alten Burgen. Ihr Aderwerk durchklammert, durchpulst sie aus Gesundheitsgründen. Der höchste sanitäre Fortschritt der Neuzeit steckt darin. Wehe der Stadt, die ihn verpaßt!

*) Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1909.

Indem ich das aber durchdenke, steigt mir ein anderes Bild auf. Nicht aus der Höhe der Kultur, sondern tief herab viel näher ihren Anfängen.

Menschen, die zuerst noch nicht einmal bis zur Kenntnis der Metalle vorgeschritten waren und denen eine Kanalröhre von heute ein unfaßbares Schauspiel gewesen wäre, siedeln sich zum erstenmal in Dörfern in Europa an, — im wilden Europa früh nach Abzug der furchtbaren Eiszeitgletscher. Sie suchen einen Ort, wohin sie ihr Dorf bauen können. Und was wählen sie? Das Wasser. Den See.

Hier am Müggelsee würden sie sich weit über die Fläche hinausgebaut haben, — einen „Pfahlbau" würden sie errichtet haben.

An ungezählten Stellen im ganzen alten Europa haben sie sich gerade so nachweislich angesiedelt. Mitten in der Flut wurden Pfähle in den Seegrund eingerammt und die Hütten wie Biberbauten darauf gepflanzt.

Uns späten Enkeln, denen am Aufspüren der „Kulturgeschichte" liegt, bescherte diese seltsame Bauart einen unverhofften Gewinn. An besonders geeigneten Orten wie in der Schweiz, wo die Pfahlbauerdörfer endlose Zeiten hindurch geblüht haben, blieben die höchst soliden Pfähle im Grunde stecken bis auf den heutigen Tag. Moderne Fischer zerrissen sich noch ihre Netze daran. Als die Wissenschaft dann gelegentlich aufmerksam wurde, brachte sie aus dem alten Moorgrunde ein ganzes Inventar von Resten dieser uralten Kultur wieder ans Licht. Wie sie gelebt, was sie gegessen, wie sie sich gekleidet hatten, diese Pfahlbauer, alles kam noch einmal zum Vorschein, bis auf die rohen Idole, zu denen sie gebetet.

Aber während ganze Museen sich füllten mit diesem wahrsten „Urväterhausrat", blieb eines doch so dunkel wie der Moorgrund selber, in den einst alle diese Herrlichkeit versunken war: die Antwort nämlich auf die Frage, warum eine ganze Urstufe europäischer Kultur gerade diese Wahl getroffen habe, ihre Dörfer in so verwickelter und mühseliger Weise weit hinaus auf das Wasser zu bauen?

Irgendeinen Sinn muß die Sache gehabt haben, sonst wäre sie nicht mit so erstaunlicher Zähigkeit allerorten damals durchgeführt worden, wo nur irgendein Seewinkel sich bot, nicht bloß in der Schweiz, sondern ebenso in Deutschland, Österreich, Frankreich und Italien.

Die erste Vermutung dachte an Schutz. Schutz gegen menschliche Feinde, Schutz vor allem auch gegen wilde Tiere.

Es spielte etwas die Phantasie mit, die alle diese Pfahlbauer noch vor einer Staffage von Höhlenlöwen und Mammuten sah. In Wahrheit kommen wesentlich nur die paar Raubtiere dafür in Betracht, die noch durch unser ganzes Mittelalter reichten: vor allem Bär und Wolf. Es ist

nicht recht einzusehen, warum gegen diese Bedränger nicht ein Palisadenzaun oder künstlicher Graben ebenso genutzt haben sollte, Dinge, die für diese Pfahlrammer sicherlich leichter zu errichten waren als ein Dorf auf Pfahlrosten über dem Wasser.

Schließlich blieb jeder feindlichen Invasion gegenüber ein höchst fataler Umstand, daß gerade das Wasser in allen etwas nördlicheren Gegenden jeden Winter zufror und so selber die gefährlichste Brücke schlug.

Die Idee, die wieder mit etwas Urweltsphantasie zu weit arbeitet: daß das undurchdringliche Walddickicht damals eine Besiedelung der Ufer unmöglich gemacht habe, ist auch absolut nicht stichhaltig für Menschen, die schon die künstliche Feuererzeugung seit alters besaßen und Wald roden konnten. Sie wird vollends hinfällig, wenn man sich vergegenwärtigt (was sicher feststeht), daß diese Pfahlbauer schon eben auf diesem Lande Ackerbau und Viehzucht trieben. Sie scheuten die Ufer offenbar nicht, aber ihr Dorf setzten sie doch auf das Wasser. Warum?

Die Fischerei tat's auch nicht, denn Leute, die nachweislich Boote besaßen, werden sich ihr Fischrevier doch nicht selber eingeengt und beunruhigt haben, indem sie sich hineinbauten.

Als die exakten Hypothesen sich aufs höchste verheddert hatten, kam ein geistvoller Schalk wie Vischer in seinem berühmten Roman „Auch Einer" und machte seinen Witz. Dieses dauernde Wohnen über dem nebelschweren Wasser müsse doch eine wahre Brutstätte des Katarrhs gewesen sein. Die Pfahlbauer aber hätten im Schnupfen eine heilsame Läuterung als religiösen Kultus verehrt und deshalb aus rituellen Gründen die ungesunde Bauart zähe festgehalten.

Ein guter Witz ist aber schließlich immer auch in seiner Art eine Hypothese. Und in diesem Falle tat er einen entschiedenen Treffer darin, daß er die sanitäre Seite der ganzen Sache betonte.

Er trumpft allerdings mit dem anscheinend Ungesunden der Pfahlbauerei. Aber konnte es nicht umgekehrt sein?

Angenommen, die Pfahlbauer hätten einige Schnupfen mehr abbekommen durch ihr System, so frage sich, ob diese Wasserdörfer nicht einen andern, weitaus überwiegenden Vorteil für die Gesundheit ihrer Bewohner gehabt haben könnten?

Wenn wir heute auf der Höhe unsrer Kulturtechnik unsre Städte durch ein verwickeltes Kanalnetz an- und abströmenden Wassers wieder in eine Art geheimen, verinnerlichten Pfahlbaues zu verwandeln streben, so geschieht das, wie gesagt, unmittelbar zu den deutlichsten Gesundheitszwecken. Nun hatten schon seit Jahren einzelne Forscher wirklich darauf hingewiesen, daß die Wasserwohnerei einen gewissen sanitären Sinn insofern ganz unzweideutig gehabt haben müsse, als sie dem ganzen Abfall und

Jetzt gibt's nichts mehr! Nach dem Gemälde von G. Chierici.

Unrat der Haushalte gleichsam einen immerfort funktionierenden großen Reinigungskanal in dem überall unter den Häusern offenen Seegrunde darbot.

Schon Martin Luther hat einmal gesagt (und zwar etwas derber gesagt, als ich es hier wiedergebe), daß es ihn fast verwundere, daß die Menschen in so viel hundert Jahren ihrer Existenz mit ihren körperlichen Abfällen nicht schon die ganze Welt zuge—baut hätten. Das kam aus dem Herzen eines Städters, der noch keine moderne Kanalisation und Müllabfuhr kannte und den Unrat um das Leben und die Kultur auf dem Lande sich häufen sah wie einen verderbendrohenden Ringwall.

Der Pfahlbauer aber hatte in seinem tiefen, alles rasch verarbeitenden See unter seinen Füßen ein treues Haustier, dessen Magen auch das alles noch verschlang wie vertrug und ihm so ewig reinen Tisch schuf.

Diese Anschauung, früher nur mehr oder minder zaghaft angedeutet, hat in neuester Zeit eine überraschende Bestätigung gefunden. Längst war von Weltreisenden berichtet worden, daß in den Tropenländern sowohl der Alten wie der Neuen Welt heute noch an verschiedensten Stellen und bei den verschiedensten Völkern eine ausgesprochene Neigung bestehe, ihre Häuser ganz wie unsre alten Pfahlbauer über dem Wasser zu erbauen.

Ein besonders geeigneter Fleck zum Studium ist da die Insel Celebes auf der Grenze zwischen der indischen und australischen Welt. Und hier waren es denn nun die Vettern Paul und Fritz Sarasin, die auf ihren denkwürdigen Entdeckerfahrten im fast unbekannten Lande die Aufmerksamkeit gerade wieder auf jene hygienische Theorie des Pfahlbauers lenkten.

Schweizer von Geburt, hielten sie sich die alten Pfahlbauerdinge der heimischen Seen stets lebhaft vor Augen, während sie zugleich eine wunderbare Gelegenheit hatten, Nutzen und Sinn der Pfahlbauerei am noch „lebenden" Objekt zu ergründen. So beobachteten sie eine Pfahlanlage am Matannasee in Südost-Celebes. Ein Dorf von etwa zwanzig Wohnhäusern stand Haus für Haus auf hohen dünnen Stangen, die meisten Häuser direkt im seichten Wasser, durch primitive Brücken unter sich oder mit dem Lande verbunden. Der See war weithin mit Grashalden umsäumt, also der Urwald konnte die Leute nicht ins Wasser gedrängt haben. In diesen Halden auf dem festen Lande hatten sie auch ihre Feldfrüchte und die Verhaue für ihre Büffel. Tiere, die irgendwie bedrohlich werden könnten, besitzt Celebes nicht, weder Tiger noch Leoparden noch Nashörner.

Da aber die Erbauer diesmal noch lebendig und sprachbereit in ihren Pfahlbauten saßen, so erfolgte die direkte Frage an sie, weshalb sie denn nun eigentlich „pfahlbauten".

Die prompte Antwort lautete: des Schmutzes wegen.

Der See diene als Abzugsrohr. Alles lasse er verschwinden und werde selber doch immer wieder rein in seiner ewig erneuten Flut!

Selbst den Häusern, die nicht direkt im Wasser standen, baggerten die periodischen Hochwasser immer einmal wieder den angesammelten Müll fort. Wie die Reisenden nun weiter feststellten, hatte gerade die letztere Bequemlichkeit, die den sanitären Nutzen des Wassers mit wenigstens zeitweisem Trockenwohnen verband, an zahlreichen Stellen der Meeresküste von Celebes zu Pfahlbauerdörfern geführt, die genau innerhalb der Flut- und Ebbezone standen. Zur Zeit der Ebbe standen ihre Pfähle auf dem Trockenen und erlaubten ungehemmtes Aus- und Eingehen der Hausbewohner. Jede Flut aber spülte wie der beste Kanalisationsstrom den ganzen Boden zwischen den Pfählen wieder rein.

Wo ein Dorf dagegen dauernd auf dem Lande stand, da bemerkten die Reisenden, wie alles reinweg im Morast unterging, und solche Wohnstätten hatten gelegentlich ganz verlassen werden müssen, da die Prophezeiung Meister Martin Luthers vom zu—bauen sich buchstäblich an ihrem Weltwinkel erfüllt hatte. „Wir sind der Meinung", schließen also die Sarasin als kompetenteste Sachkenner, „daß auch bei den europäischen prähistorischen Pfahlbauten die Kanalisationsfrage das ausschlaggebende Motiv gewesen sei, wenigstens bei all den vielen Ansiedelungen, die in unmittelbarer Nähe des Ufers angelegt waren. Es dürften somit Pfahlbauten im allgemeinen auf friedliche Zeiten hindeuten. Drohte einmal Gefahr, so wurden höchst wahrscheinlich die Wasserdörfer verlassen und man zog sich mit aller Habe, vor allem dem Vieh, in Ringwälle auf gesicherte Stellungen zurück."

Gewiß ein seltener Fall, daß uns aus lebendigem Munde in einer uns verständlichen Sprache noch eine Antwort zuteil wird über eine Sache, deren Lebensakten seit Jahrtausenden abgeschlossen schienen. Aber das Geheimnis aller Geschichte ist diese ewige Gegenwart. Sie finden, heißt echter Historiker sein.

Eine selbsttätige Schleuse für stromaufwärtsfahrende Schiffe.

Von Dr. Alfred Gradenwitz.

Ein italienischer Ingenieur, Herr Giuseppe Bartolomei in Rom, hat kürzlich eine überaus sinnreiche Anordnung erfunden, die die Kanalschleuse mit ihrer umständlichen Betätigung entbehrlich macht. Auf den ersten Blick ein Paradoxon, bei dem das Wasser bergaufwärts zu fließen scheint, beruht die Vorrichtung auf einem so einfachen Prinzip, daß man nur schwer begreifen kann, wieso es bisher unbenutzt geblieben ist.